



Ehrenpreis
der Freien Berufe
2017

**VERBAND
FREIER
BERUFE IN
BAYERN E.V.**



Verleihung des
Ehrenpreises der Freien Berufe in Bayern
am 29. November 2017 an
Hans Leyendecker
Journalist

Inhalt

Ehrenpreis der Freien Berufe in Bayern 2017

Begrüßung

Michael Schwarz

Präsident des Verbandes Freier Berufe in Bayern e. V.

Seite 7

Laudatio

Christian Ude

Rechtsanwalt, Autor und Kabarettist

Oberbürgermeister der Landeshauptstadt München a.D.

Seite 11

Preisübergabe

Michael Schwarz

Präsident des Verbandes Freier Berufe in Bayern e. V.

Seite 27

Danksagung

Hans Leyendecker

Journalist

Seite 31

Verabschiedung

Michael Schwarz

Präsident des Verbandes Freier Berufe in Bayern e. V.

Seite 45

Impressum

Seite 47



Ehrenpreisverleihung im Hotel Bayerischer Hof in München in der vom belgischen Interior Designer Axel Vervoordt neu gestalteten Palaishalle



1. Reihe (v.l.n.r.): Christian Ude, Marlies Leyendecker, Hans Leyendecker; 2. Reihe (v.l.n.r.): Dr. Andrea Schwab und die VFB-Vizepräsidenten Dr. Hartmut Schwab und Dr. Markus Beck

Begrüßung



Michael Schwarz

Präsident des Verbandes Freier Berufe in Bayern e.V.

Was sind eigentlich die Freien Berufe? Diese Frage wird mir immer wieder gestellt. Wie viele Mitglieder hat der Verband Freier Berufe? Ist der VFB ein großer Verband oder ein kleiner? Was bewirkt eigentlich so ein Verband?

Nun, der Verband Freier Berufe ist das, was schon in seinem Namen steht: Er steht für Freiheit mit Vertrauen. Er steht für Freiheit in Verantwortung, und er steht für Freiheit in der Unabhängigkeit. Etwas für den Menschen und für das Allgemeinwohl zu tun – beides liegt uns Berufsträgern der Freien Berufe sehr am Herzen. Wenn Sie jetzt nicht genau wissen, wer sind die eigentlich „Freie Berufe“, dann ist ein Beispiel unser diesjähriger Preisträger.

Wir werden heute einen Journalisten mit dem Ehrenpreis des Verbandes Freier Berufe in Bayern auszeichnen. Die Journalisten sind ein wahrlich Freier Beruf! Leider ist in Bayern noch kein Berufsverband der Journalisten Mitglied in unserem Verband. Aber was nicht ist, kann ja noch werden.

Ich begrüße Sie sehr herzlich Herr Leyendecker. Seien Sie zusammen mit Ihrer Familie sehr herzlich begrüßt – natürlich nicht nur durch mich, der ich hier spreche, sondern durch den Verband, der mit seinem Präsidium hier unter Ihnen anwesend ist.

Zurück zu den Werten und zu dem, was der Verband Freier Berufe verkörpert, der Verband, der die Freiheit in seinem Namen trägt. Wir wollen unsere core values, unsere zentralen Werte, die ich Ihnen eben zusammengefasst dargeboten habe, weiterentwickeln. Wir wollen nicht nur Rückgrat in der Gesellschaft sein mit unseren Freien Berufen, wir wollen nicht nur – wie ich schon häufiger gesagt habe –



Infrastruktur, Daseinsvorsorge, ja wesentlicher Teil dieser sozialen Marktwirtschaft sein. Nein, wir wollen der Fels in der Brandung sein. Und in dieser Brandung wollen wir im Laufe des gesellschaftlichen Strukturwandels unsere Werte in die Zukunft transportieren. Ein gar nicht so einfacher Prozess, und auch da bin ich wieder bei unserem Preisträger.

Worum geht es? Warum gerade Sie, Herr Leyendecker? Wenn Sie, verehrte Gäste, heute auf dem Weg hierher bzw. in den letzten Tagen Nachrichten gehört haben (oder das, was Sie für Nachrichten hielten), haben Sie festgestellt, dass viel los ist. Nicht nur in Bayern, nicht nur in der Bundesrepublik, nicht nur in Europa. Wenn man über den Atlantik fliegt, gibt es ein großes Land, in dem auch sehr viel los ist. Über all das wird in den Medien berichtet, und es geht sicher um die Form, wie darüber berichtet wird. In einem Interview des „Tagesspiegel“ haben Sie, Herr Leyendecker, mal den prägenden Satz gesagt: „Journalismus braucht charakterstarke Leute, keine Verfolgertypen“.

Ich glaube der eine oder andere Politiker, der hier unterwegs ist in unserem Land und sich überlegt, wie man eine neue Regierung für unsere Bundesrepublik bilden könnte oder wie eine neue Bayerische Staatsregierung Ende 2018 in unserem Freistaat aussehen könnte, fühlt sich manchmal nicht so objektiv behandelt durch die Medienberichterstattung der Journalisten. Aber Sie, Herr Leyendecker, sind ein Beispiel für jemanden, der das, was er im erwähnten Interview zu Papier gegeben hat, in seinem Leben umgesetzt hat. Sie haben Großes geleistet.

Denken wir nur an die Panama Papers oder die Paradise Papers. Diese allein waren nicht der Grund, Sie als Preisträger zu küren, sondern möglicherweise ein auslösendes Moment. Die Paradise Papers haben uns gezeigt, wie viel Energie Sie hineingesteckt haben, um aus den beteiligten Journalisten, die unabhängig, vielleicht auch manchmal gegeneinander agierten, etwas zu formen, nämlich ein Team, ein Recherche-Team, dem Sie ja bei der Süddeutschen Zeitung lange Zeit vorgestanden haben. Und das alles ist letztlich Ihr Werk. Sie haben dieses Team für die Süddeutsche geformt, aber die Süddeutsche bringt ja diese Papers nicht allein heraus. Daran sind unwahrscheinlich viele Journalisten weltweit beteiligt. 370 habe ich so als Zahl gehört, aus 76 Ländern. Dass diese Menschen, die dahinter stehen und die Berufsträger des Freien Journalistenberufs sind, nicht ganz ungefährlich leben, durften wir vor kurzem auch erfahren.

Was ziehen wir daraus für einen Schluss? Und damit möchte ich geschickt überleiten zur Laudatio, ohne aber dem Laudator, dem Münchner Oberbürgermeister a. D. Christian Ude, den ich hiermit ebenfalls herzlich begrüße, vorgreifen zu wollen. Mein überleitender Satz wäre der, der sehr gut auch zu unserem Verband passt, den Sie, verehrter Herr Leyendecker auch einmal in einem Tagesspiegel-Interview sagten: „Die Zeit der Einzelkämpfer ist vorbei, es ist klug sich zusammen zu schließen“.

Ihr Podium, Herr Ude.



v.l.n.r.: Hans Leyendecker, VFB-Präsident Michael Schwarz, Franziska Labitzke-Schwarz



Unter den Zuhörern: Christa Stewens, Bayerische Sozialministerin a. D., 2015 erhielt auch sie den VFB-Ehrenpreis. Links: Karlheinz Beer, VFB-Vizepräsident

Laudatio



Christian Ude Rechtsanwalt, Autor und Kabarettist Oberbürgermeister der Stadt München a.D.

Meine sehr geehrten Damen und Herren.

Vielen Dank für die Einladung.

Was will der Verband uns mit dieser Preisverleihung sagen? Und wieso passt der Preisträger so gut zu dem Preis? Der Verband ist ein Verband der Freien Berufe. Aber die Freien Berufe haben, wenn wir jenseits aller Verbandspolitik einmal genauer hinschauen, zurzeit eine Krise des Selbstverständnisses, wie wohl in ihrer Geschichte noch nicht. Es fragt sich immer mehr, ob alles, was sich Freier Beruf nennt, auch wirklich ein Freier Beruf mit seinen wesentlichen Merkmalen ist. Und ob alle, die tatsächlich frei tätig sind, also jenseits sozialer Angestelltenverhältnisse, in diesem Verband versammelt sind.

Ich habe da Zweifel, nachdem ich zwei klassischen Freien Berufen angehört habe. Ich war und bin in gewisser Weise jetzt wieder Journalist und journalistisch tätig, aber den freiberuflichen Journalisten gibt es immer seltener. Und die Medienlandschaft wird immer mehr sortiert in große Konzerne, die sich Marktanteile untereinander aufteilen. Journalisten träumen, wenn sie Freiberufler sind, von der Festanstellung und erleben das Outsourcing von Redaktionsteilen als das schlimmste Schicksal, das ihnen widerfahren kann. Es ist fast die Vorstufe der Hölle, wenn ein jahrelang fest angestellter Journalist plötzlich darauf verwiesen wird, es doch freiberuflich zu versuchen, seinen einzelnen Fotos und einzelnen Texten werde man schon mit großer Aufgeschlossenheit begegnen.

Wie verträgt sich diese Angst vor der Unabhängigkeit mit dem verbandspolitischen Stolz, ein Zusammenschluss besonders „freier“ Menschen zu sein?

Und wie ist es bei den Anwälten? Da gibt es bislang noch nicht dieses Outsourcing, aber doch einen Konzentrationsprozess innerhalb des Berufes, der einem die Sprache verschlägt. Als ich Jura studierte, galt eine Kanzlei schon mit fünf Anwälten und entsprechend vielen Büroangestellten als Großkanzlei. Heute gibt es in München eine Vielzahl von Anwaltskanzleien mit dreistelliger juristischer Mitarbeiterzahl – die Nichtjuristen noch gar nicht mitgezählt. Das sind wahre Anwaltsfabriken, die an Konzernzentralen erinnern und nicht mehr an den vielseitig belesebenen Anwalt, der durch das persönliche Vertrauensverhältnis zu seinen Mandanten in der Lage ist, persönliche Beziehungen zu begründen und aufrechtzuerhalten.

Bei den Ärzten arbeiten auch immer mehr in Kliniken oder in Gesundheitszentren, die man bestenfalls noch als mittelständische Unternehmen charakterisieren könnte, nicht aber als sehr unabhängige Existenz einzelner Personen.

Nicht anders bei den Architekten. Ich habe erst in den letzten Wochen bei Architekten gehört, wie viele Architekturbüros in München, die man gar nicht namentlich kennt und die nichts mit Stararchitekten zu tun haben, auch schon eine dreistellige Zahl von Kollegen in einem Großraumbüro vereinen.

Das ist alles schon sehr anders als das, was wir beim Kammereintritt über das Wesen des Freien Berufes erzählt bekommen haben. Und da fällt mein Blick dann auch auf die Schein-Selbstständigen – auf Berufe, die man niemals den Freien Berufen zugerechnet hätte, in denen aber tatsächlich die Einzelperson ökonomisch auf völlig eigenen Füßen steht und zwar ziemlich einsam und verlassen. Es fehlt jedoch die historische Prägung des Berufsbildes, um als Freiberufler anerkannt zu werden.

Wir haben also die schizophrene Situation, dass viele klassische Freiberufler in höchst abhängiger, ja unmündiger Weise in Großfirmen tätig sind, aber viele, die tatsächlich auf eigenen Füßen stehen, nicht als Freiberufler anerkannt sind, weil die entsprechende historische Prägung des Berufes fehlt.

Ich will damit aber nicht an dem Verband nörgeln – was mir auch überhaupt nicht zustünde – sondern nur darauf hinweisen, dass es eine zentrale gesellschaftliche Frage ist, ob die Existenzform Freier Berufe, die auch noch als solche wahrnehmbar sind, sich im Zentralisierungsprozess der Arbeitswelt und im Ökonomisierungszwang der wirtschaftlichen Verhältnisse behaupten kann oder nicht. Da finde ich die Frage nach Leitbildern und nach Begründungen, warum Freie Berufe und Selbstständige und überhaupt Mittelschichten einer demokratischen Gesellschaft gut tun, ausgesprochen wichtig und anregend. Aber man muss es als Herausforderung begreifen und nicht sozusagen als Selbstverständnis und Selbstverständlichkeit ritualisiert feiern, als ob alles in Sicherheit wäre.

Die Freien Berufen, so wie wir sie verstehen wollen – und ich war zwölf Jahre lang Anwalt mit einem ausgeprägt freiberuflerischem Selbstverständnis – haben auf jeden Fall nicht nur etwas mit der ökonomischen Struktur oder mit der beruflichen Tradition zu tun, sondern ganz stark mit den Werten – ich sage bewusst das altmodische Wort „Werten“ – von persönlichem Ansehen, gebunden an die Person und ihre Eigenschaften, Erfahrungen und Fähigkeiten des Betreibers und mit Vertrauen, das man auf Grund eigener Erfahrungen oder berichteter Erfahrungen in die Person setzen kann. Es ist nicht nur ökonomisches Funktionieren, wie wir es von jedem Geschäft und jeder Firma erwarten, sondern es ist immer ein persönlicher Bezug: Die Kanzlei, das Büro, die Praxis hat einen Namen. Und der Wertanteil des Namens als Verkörperung einer Person macht einen großen Teil des Wertes aus.

Die bisherigen Preisträger waren, ohne dass ich irgend einem zu nahe treten will – liebe Frau Stewens – nicht gerade klassische Repräsentanten eines Freien Berufes, sondern klassische Repräsentanten eines Ansehens, das sie genossen und einer Glaubwürdigkeit, die sie besaßen – und damit wurden sie hier nicht ausgezeichnet als besonders herausragende Beispiele einer Zunft, sondern als Vorbilder für die Zunft, aus welchem beruflichen Umfeld auch immer sie kamen.

Das konnte man schon für den ersten Preisträger sagen: *Ernst Maria Lang*. Er war zwar als Architekt und als Karikaturist Freiberufler. Als früherer Dienstherr muss ich es aber einfach erwähnen: er war auch Schulleiter der Berufsschule für Bauen und Gestalten, und das ist nicht gerade typisch freiberuflich.

Hildegard Hamm-Brücher habe ich so verehrt, dass ich sie auch als Ehrenbürgerin vorgeschlagen habe, aber freiberuflich tätig war sie nie. Allerdings hat sie den Geist der Unabhängigkeit und der Freiheit verkörpert, wie kaum eine Persönlichkeit in der jüngeren bayerischen Geschichte und war deshalb eine ideale Preisträgerin.

Christa Stewens hat mir gerade noch gestanden: nein freiberuflich tätig war sie nicht, aber den Freien Berufen offensichtlich so zugetan, dass dies als Ehrenpreiswürdig angesehen wurde, und das ist ja im Grunde genommen viel wichtiger als die Frage, womit man seine Brötchen verdient.

Dieter Hanitzsch ist nach einer Brauerlehre und einer längeren Angestelltenzeit beim Bayerischen Rundfunk tatsächlich seit einigen Jahrzehnten ausschließlich freiberuflich tätig. Also den können wir voll gelten lassen.

Den anderen sage ich jetzt mal nichts nach, aber es ist einfach erwiesen: Dem Verband kommt es darauf an, dass die Preisträger Persönlichkeiten sind, die für die Freien Berufe eine Vorbildfunktion haben, weil sie für innere Unabhängigkeit und Freiheit stehen. Die Idee, sich bei der Wahl der Preisträger an diesen Werten zu orientieren statt an der Zunftzugehörigkeit, ist meiner Erfahrung nach auch sehr schlau. Den Freien Berufen kann man nämlich nicht vorwerfen, die eigenen



Kollegen ohne Not und über Gebühr zu loben, auf dass sie ins Licht gerückt werden und man selber im Schatten steht. Das habe ich bei jedem Architektenwettbewerb erlebt, mit welcher Hingabe und Liebe die Werke der Kollegen zerpfückt wurden, und Anwälte sagen ja sogar vor Gericht, was sie vom Schriftsatz des gegnerischen Kollegen halten – nämlich nichts.

Hans Leyendecker hat aber im traditionellen Beruf des Journalisten, der ja zurzeit auch von der Strukturkrise mehr geschüttelt und gerüttelt wird als man in der Zeitung lesen kann, tatsächlich ein Berufsbild hinzugefügt. Er hat das vorhandene Berufsbild des Journalisten erweitert und zwar um einen qualitativ hochwertigen Bereich. Sagt man *investigativer Journalismus*, meint man, zumindest im besten Falle, Leute wie Hans Leyendecker.

Man denkt nicht an Gesellschafts-Journalisten, die sich ja auch gelegentlich angemäht haben, investigativ tätig zu sein. Aber das war dann schlichtweg Indiskretion, um Privates, das auch privat bleiben sollte, an die Öffentlichkeit zu bringen.

Leyendecker hat investigativen Journalismus ganz anders definiert, nämlich mit dem Vorsatz, öffentlich Bedeutsames, das unter der Decke gehalten wird, öffentlich bekannt zu machen. Und das ist nicht Indiskretion aus der Privatsphäre, sondern das ist Transparenz über Sachverhalte von öffentlichem Interesse und öffentlicher Bedeutung, die ja nur unter den Teppich gekehrt werden, wenn der Kehler etwas verbergen möchte, und er weiß schon warum das nicht öffentlich bekannt werden soll. Und deshalb weiß es auch die gesamte Öffentlichkeit – außer den Betroffenen – sehr zu schätzen, was investigative Journalisten machen und leisten.

Ich weiß aus Gesprächen mit vielen Schatzmeistern, mit Spitzenmanagern und mit Fußballfunktionären, dass Sie, lieber Herr Leyendecker, bei denen ungefähr so beliebt sind wie Kriminalbeamte bei Panzerknackern und Drogenhändlern. Das heißt, man hat in diesen Kreisen das Gefühl, Ihnen auch noch die Grundlagen für Ihre Berufstätigkeit geschaffen zu haben, beispielsweise als Lieferant von Inseraten oder Lesestoff, dies aber nicht in gebührender Weise gedankt zu bekommen durch Diskretion und Hofberichterstattung.

In den Zentralen größter Unternehmen wie Siemens und VW haben Vorstandsmitglieder für Ihr berufliches Treiben allenfalls so lange ein gewisses Verständnis, als sie sich auf Ihr Desinteresse verlassen konnten. Sobald Sie aber Interesse an diesen Personen entwickelt haben, was man ja an Recherchen schon irgendwann merkt, wurden Sie herzlich unbeliebt und gefürchtet und die Angst ging um.

Der Name Hans Leyendecker stand in der Tat Jahrzehnte, wenn auch – muss ich als Münchner zugeben – für verschiedene Medien in verschiedenen Städten, für einen Journalismus, der nicht spektakulär den Journalisten in den Vordergrund rückte, sondern die Ergebnisse seiner oft monatelangen, ja jahrelangen Sacharbeit an einzelnen Fällen.

Hans Leyendecker ist – wage ich zu behaupten – von allen bedeutenden Journalisten Deutschlands, deren Namen man einfach kennen muss, der unbekannteste, weil das Gesicht nicht täglich im Fernsehen zu sehen ist. Weil seine Artikel nicht täglich die Debatte befruchten oder irgendwie voranbringen. Er ist keiner der Moderatoren, die in unserem Leben schon mehr Zeit totgeschlagen haben als es jedes künstliche Koma je erreichen könnte. Er ist keiner der Fernsehreporter, die bei Reportagen aus fünf Kontinenten immer noch meinen, dass dort jeweils der eigene Hinterkopf das interessanteste Fernsehmotiv ist. Und er ist keiner der Leitartikel, die uns mit ihrer moralischen Überlegenheit und ihren Belehrungen nahezu täglich auf die Nerven gehen.

Nein, er ist ein fast im Verborgenen arbeitender Ermittler, der erforscht, was wirklich passiert ist und der dann auch noch schreibt, was wirklich passiert ist. Und dabei vor allem das, was alle wissen wollen, aber nach Meinung der Betroffenen nicht wissen sollen. Und genau das macht den Reiz, die Wichtigkeit und die Bedeutung seiner Arbeit aus.

Während in unserem Medienzeitalter selbst die Medien immer öfter Medienspektakel inszenieren, zählt in seinem Ressort, wie er es sogar geschaffen und auf jeden Fall geprägt hat, Qualität, sachliche Arbeit, monatelange unsichtbare Arbeit und die Glaubwürdigkeit durch Seriosität. Die veröffentlichten Dokumente und Papiere leben nicht von der schlagzeilenhaften Aufbereitung, sondern von der tatsächlich recherchierten Relevanz, die ihnen die Bedeutung, in einigen Fragen sogar zeitgeschichtliche Bedeutung verschafft, die wir bestaunen.

In einer Laudatio muss man aber auch ein wenig über den Lebenslauf erzählen. Ich möchte das auf ganz Weniges reduzieren. Er ist 1949 geboren und weil es für Sie, Herr Leyendecker, trostreich sein könnte, darf ich Ihnen sagen: Nur weil Sie in einem Beruf, noch dazu in einem Angestelltenberuf, in den Ruhestand gegangen sind, brauchen Sie sich nicht als älterer Herr fühlen. Bis 2019 sind Sie ja zu unserer aller Beruhigung tatsächlich schon gut beschäftigt in einer Rolle, die Ihnen nicht jeder auf Anhieb zugeordnet oder zugetraut hätte, nämlich als Kirchentagspräsident. Wären Sie ein Ex-Minister wie *Wolfgang Heubisch* oder auch nur Abgeordneter oder Landrat, würde die Süddeutsche Zeitung auf Sonderseiten fragen, warum der so alte Herr nicht endlich einmal Ruhe geben kann, wie sich das doch spätestens mit 65 gehört. Aber für Journalisten gilt diese Altersgrenze nicht, da kann man noch mit 80 im Impressum stehen und mit 90 Jahren Leitartikel schreiben. Warum das so ist, kann nur investigativer Journalismus herausfinden. Aber das hat er wohlweislich noch nicht einmal versucht.

Als Kirchentagspräsident – man glaubt es nicht – sind Sie jetzt wie *Sigmar Gabriel* ein Nachfolger von *Frank-Walter Steinmeier*. Gabriel hat gemeint, als Außenminister könne er sich dann mal endlich um die Familie kümmern. Eine Annahme, die mich überrascht hat. Aber auch für Sie wäre es eine Illusion zu glauben, Sie könnten sich jetzt über die Stille kirchlicher Abgeschlossenheit freuen. So wie ich

evangelische Kirchentage kenne und miterlebt habe, gibt es auch dort Zoff. Aber es gibt auch inhaltlich fesselnde und spannende Diskussionen. Manchmal fragt man sich, warum sich die Kirche mehr für Politik interessiert als politische Parteien.

Ihr Lebenslauf wird in der Regel mit zwei gewichtigen Stationen beschrieben: Da heißt es immer, er war Korrespondent und der Büroleiter beim Spiegel und hat dort den investigativen Journalismus eingeführt und kam dann 1997 nach München zur Süddeutschen Zeitung. Das ist aus Sicht Freier Berufe eine unerträgliche Verkürzung Ihrer Biografie, waren Sie doch auch noch freier Journalist in Eichstätt – also eine Zeitlang wirklich ein Freiberufler. Und das sollte wenigstens hier gewürdigt werden, wenn es schon sonst nirgendwo passiert. Sie sind mit dieser kurzen Etappe als einer von uns Freiberuflern anerkannt und unumstritten. Und dass Sie den Freien Beruf sofort wieder verlassen haben zu Gunsten einer Festanstellung, beweist im Journalismus Lebenserfahrung und Klugheit. Denn bei Journalisten ist das Freisein im sozialen Sinne wahrlich nicht so erstrebenswert, wie es der wunderschöne Name kennzeichnen würde. Man sagt ja in der Wirtschaft auch von Leuten, die man auf die Straße setzt, sie würden freigesetzt – ein etwas problematischer Freiheitsbegriff.

Die größte Wirkung haben Sie zwar in einem Angestelltenverhältnis, aber in leitender Funktion bei investigativem Journalismus gehabt: beim Aufdecken des Parteispenskandals, bei der Enthüllung der unsäglichen Peinlichkeiten rund um die Flick-Affäre, beim Plutoniumschmuggel des BND – nicht mal ein Geheimdienst ist vor Ihrer Arbeit sicher, obwohl schon der Name sagt, dass das alles geheim bleiben soll.

Es folgten die Traumschiff-Affäre *Lothar Späth*, die ich in einigen Akzenten für etwas überspitzt attackiert empfunden habe, weil sich da die moralischen Wertungen und Urteile während des Skandals geändert und verschärft haben. Aber auch der Fußball-Wettskandal oder der Irak-Krieg, und zwar schon der erste mit all seinen Lügen und Unzumutbarkeiten. Oder auch die VW-Korruptionsaffäre oder die peinliche Drehbuchaffäre beim Norddeutschen Rundfunk.

Das sind wirklich Geschichten, die man aus der Nachkriegsgeschichte der Bundesrepublik nicht wegdenken kann. Auch politische Prozesse, die dadurch erst eingeleitet wurden, sind nicht wegzudenken. Ich will damit den Journalismus nicht vom Begleiter zum Akteur der Politik erklären, das wäre wieder überzogen. Aber ohne die journalistische Aufklärung wären die Missstände nie aufgedeckt und – viel bedeutsamer – nie abgeschafft und überwunden worden. Und das galt eben nicht nur für Politik und Wirtschaft, sondern es galt ja auch für die Fußballwelt, ja sogar für die eigene Medienwelt, wenn wir an den Norddeutschen Rundfunk denken.

Was ist die Wirkung? Da gibt es Stimmen, die sagen nicht laut und deutlich, dann würde es ja jeder hören, aber in der Betriebskantine oder in der Vorstandsetage:



v.l.n.r.: 1. VFB-Vizepräsident Dr. Thomas Kuhn, Hans Leyendecker, VFB-Präsident Michael Schwarz



v.l.n.r.: Christa Stewens, Elisabeth Mette, Präsidentin des Bayerischen Landessozialgerichts, Dr. Hans Dick, Präsident des Arbeitsgerichts München

„Das schwächt uns doch. Andere Länder machen das nicht mit ihren führenden Unternehmen, dass sie Missstände derartig auf den Markt tragen und die eigene Rolle etwa in internationaler Wirtschaftskonkurrenz schwächen.“

Ich denke, dass da noch viel gedankliche Arbeit geleistet werden muss, bis alle begreifen, dass saubere Verhältnisse auch im Interesse des Unternehmens sind, statt den Schmutz lieber unter der Decke zu halten. Es rächt sich früher oder später, wenn die öffentliche Moral, die moralischen Ansprüche, das Selbstverständnis des ordentlichen Kaufmanns unter die Räder kommen.

Meine Erfahrung ist auch im politischen Betrieb, dass es eigentlich nie die Moralität der Akteure ist, jedenfalls nicht aller Akteure, die sie Regeln beachten lässt, sondern vielfach Angst. Die Angst, dass die Opposition es aufdecken und einem um die Ohren hauen könnte. Die Angst vor der Justiz, die sogar eine offizielle Unrechtsbewertung aussprechen könnte und Geldstrafen, im schlimmsten Falle Haft, verhängen könnte. Neuerdings auch Angst vor CDs, auf denen das Ausmaß der Steuerhinterziehung für jeden offensichtlich und unbestreitbar wird. Und halt dann der investigative Journalismus, bei dem man nie weiß, wann er zuschlägt und wie viel er herausfindet. Es kann aber, wenn CDs und investigativer Journalismus zusammenwirken, unerhört viel sein, manchmal sogar so viel, dass man den investigativen Journalismus zu bedauern anfängt, weil die Journalisten das wirklich alles lesen müssen, was ihnen zugespielt wird. Also umfassend und lückenlos informiert zu werden, kann irgendwann auch ein Schicksalsschlag sein, wenn die Ausdrücke schon tonnenweise Leitz-Ordner füllen.

Der Wert des investigativen Journalismus erschöpft sich nicht in den Affären, die er aufgedeckt hat. Nein, der Wert investigativen Journalismus' zeigt sich auch und vor allem in der Angst von Akteuren, je mächtiger sie sind, desto heftiger, dass sie auffliegen könnten, weil es solche Leute gibt, die nichts Besseres zu tun haben, als zu recherchieren, wo es stinkt, wo sich jemand selbst bereichert, wo man Bestechungsgelder entgegennimmt, wo man Spielregeln nicht einhält. Das heißt, die Bedeutung zeigt sich in all dem, was nicht geschieht, aus Sorge, Leute wie Sie könnten es aufdecken und würden es sofort an die große Glocke hängen.

Und die beiden genannten Papierstöße – Panama und Paradise – zeigen ja, mit welchen weltumfassenden Prozessen wir es zu tun haben, so dass eben auch der investigative Journalismus auf Augenhöhe bleiben und global handeln muss.

Eigentlich wäre ich jetzt mit dem großen, positiven Kapitel fertig, wenn ich nicht Ende Oktober in der Süddeutschen Zeitung gelernt hätte, dass man dort neuerdings der Meinung ist, dass in einer Glückwunschede, in einer Laudatio, genauso viel Negatives wie Positives gesagt werden muss. Zeile für Zeile wird das aufgerechnet und deswegen müsste ich jetzt genauso lange über Negatives reden. Das scheint mir aber unangemessen, ich bin auch gespannt, ob die Süddeutsche Zeitung selber bei dieser neuen Maxime bleibt. Ich muss allerdings, damit es hier



Familie Leyendecker

Der Laudator bringt die
Zuhörer zum Schmunzeln.

v.l.n.r.: Dr. Wolfgang
Heubisch,
VFB-Vizepräsident
Alexander Lyssoudis,
VFB-Ehrenpräsident
Dr. Fritz Kempter,
Peter Küspert, Präsident
des Bayerischen
Verfassungsgerichts und
des OLG München,
VFB-Vizepräsident
Karlheinz Beer



Dr. Wolfgang Heubisch,
Bayerischer Staatsminister
für Wissenschaft,
Forschung und Kunst a.D.
und ehemaliger
VFB-Präsident
(ganz rechts im Bild)

offen und ehrlich zugeht, auch das ansprechen, was Sie Ihr „Trauma“ genannt haben, weil ich es medienpädagogisch für wertvoll halte, a) dass es passiert ist und b) wie Sie damit umgegangen sind.

Es gibt ja in Ihrer fabelhaften, wahrscheinlich konkurrenzlosen Liste der Aufdeckungen auch den einen Fall, der ein Spiegel-Titel wurde: „Hinrichtung Bad Kleinen“. Da sind Sie bei durchaus sorgfältiger Arbeit – soweit ich das als Außenstehender nachvollziehen kann – einer Fehlinformation aufgesessen. Und so richtig ordentlich an prominenter Stelle auf der Spiegel-Titelseite auf die Nase gefallen. Aber Sie selber haben gesagt, was Ihnen noch gar keiner vorgehalten hatte, nachdem Sie so viel Rücktritte auch in dieser Sache veranlasst haben, „hätte ich eigentlich selber auch gefeuert werden müssen“ – wörtliches Zitat.

Das heißt, Sie haben nicht bestritten, schöngeredet, verharmlost oder entschuldigt, sondern selber gesagt: Das war voll daneben, das kann auch bei gründlichster Arbeitsweise passieren, dass nicht alles, was in einer eidesstattlichen Versicherung beteuert wird, auch tatsächlich zutrifft, jedenfalls nicht bewiesen werden kann.

Für unseren Umgang mit investigativem Journalismus war und ist es gut, wenn einer seiner wichtigsten Repräsentanten, der anerkannteste Gründungsvater dieser Zunft, auch mal auf die Nase fällt. Warum? Weil es nicht sein darf, dass wir den investigativen Journalismus so unterwürfig und respektvoll und verehrungsvoll betrachten, dass wir seine Enthüllungen schon für ein Endurteil halten. Nicht nur vor Gericht, sondern auch vor den investigativen Journalisten muss die Unschuldsvermutung gelten. Wenn dann ein Minister flieht oder eine Kanzlei schließen muss oder ein Angeklagter überführt wird, ist es ja recht – und das ist bisher auch schon wahrlich oft passiert.

Aber die theoretische Möglichkeit, dass auch investigativer Journalismus irren kann, müssen wir Mediennutzer schon bitteschön im Kopf behalten – und wenn der Verantwortliche dann so souverän und ehrlich damit umgeht wie Sie, muss es ja nicht zur Schlussfolgerung allgemeiner Ungläubigkeit oder allgemeiner Misstrauenshaltung führen. Aber die Unschuldsvermutung muss im Spiel bleiben, nicht nur wenn ein Landgericht, sondern auch wenn eine investigative Redaktionsabteilung zu einem Urteil gelangt ist – das war eine wichtige Lektion.

Sehen Sie, so kurz mache ich das Negative, weil ich jetzt zum Schluss unserer Zusammenfassung komme. Der investigative Journalismus ist eine Macht, eine Größenordnung geworden, von der wir vor 20, 25 Jahren oder 1980, als Sie anfangen damit, noch keine Ahnung hatten. Nicht einmal den Begriff hat es als stehende Redewendung gegeben. Ich glaube, dass er unbedingt erforderlich ist. Warum? Weil die Möglichkeiten von großen, internationalen Firmen, von Machthabern mit internationalen Beziehungen, von digitalisierten Prozessen der Geldbewegung und Steuerhinterziehung so gewaltig sind, dass dem kein neugieriger Lokalreporter und erst recht kein innenpolitischer Leitartikler, sondern wirklich nur



noch spezialisierte und international verflochtene Journalistengruppen auf die Spur kommen können.

Die Alternative zum investigativen Journalismus wäre, unbegrenzte, unkontrollierte Macht zum Missbrauch in den Händen derer, die zum Missbrauch neigen und danach drängen. Aber genau deshalb muss der investigative Journalismus auch zusätzliche Anforderungen respektieren, die man nicht von jedem Sportreporter oder Theaterkritiker verlangen wird. Es braucht eine Sorgfalt bei der Recherche, die an die Arbeit von Staatsanwaltschaften erinnert, deren Machtmittel Sie nie haben werden, aber deren Selbstverständnis, wenigstens im Idealfall die neutralste Behörde der Welt zu sein, Sie sich zum Vorbild nehmen sollten.

Es muss eine Seriosität bei der Präsentation geben, wo niemand schon mal einseitig hingerichtet wird, ehe die tatsächliche Aufklärung im rechtlichen Sinne erfolgt ist. Das verlangt Zurückhaltung und Respekt im Umgang mit den Menschen, mit denen man zu tun hat. Und es braucht ein Wissen um die eigene Fehlbarkeit. Die investigativen Journalisten sollen Debatten über verheimlichte Fälle erzwingen, aber nicht eigene Urteile vollstrecken, ehe das öffentliche Verfahren stattgefunden hat. Das verlangt auch viel Zurückhaltung beim Ausüben der eigenen medialen Macht, die man sicherlich hat, wenn man im Namen von Süddeutsche Zeitung, MDR und WDR auftritt und durch alle Fernsehnachrichten geht.

Der Glücksfall ist, dass Sie, Herr Leyendecker, für alle drei Eigenschaften stehen: für die *Sorgfalt* der Recherche, für die *Seriosität* bei der Präsentation, aber auch für das *Wissen um die Fehlbarkeit*, die bei aller Ernsthaftigkeit und Gründlichkeit trotzdem mal zuschlagen kann. Und mit diesem Verständnis bei der Arbeit und natürlich auch mit den Erfolgen der Arbeit haben Sie Maßstäbe gesetzt, wie der investigative Journalismus unglaubliche Erfolge erzielen kann, aber gleichzeitig auch respektvoll mit den „Opfern“ seiner Ermittlungen umgeht.

Und weil der Verband schon die Panama Papers und die Paradise Papers genannt hat, will ich doch als Freiberufler, der mit dem Herzen immer noch dabei ist, sagen, dass ich froh wäre, wenn bei der Einfädelung und Abwicklung der schmutzigen Geschäfte wie Geldwäsche oder Steuerhinterziehung Freiberufler eine etwas kleinere Rolle spielen würden, als es derzeit in großen internationalen Kanzleien der Fall ist.

Herzlichen Glückwunsch zum Ehrenpreis des Verbandes Freier Berufe hier in Bayern 2017.

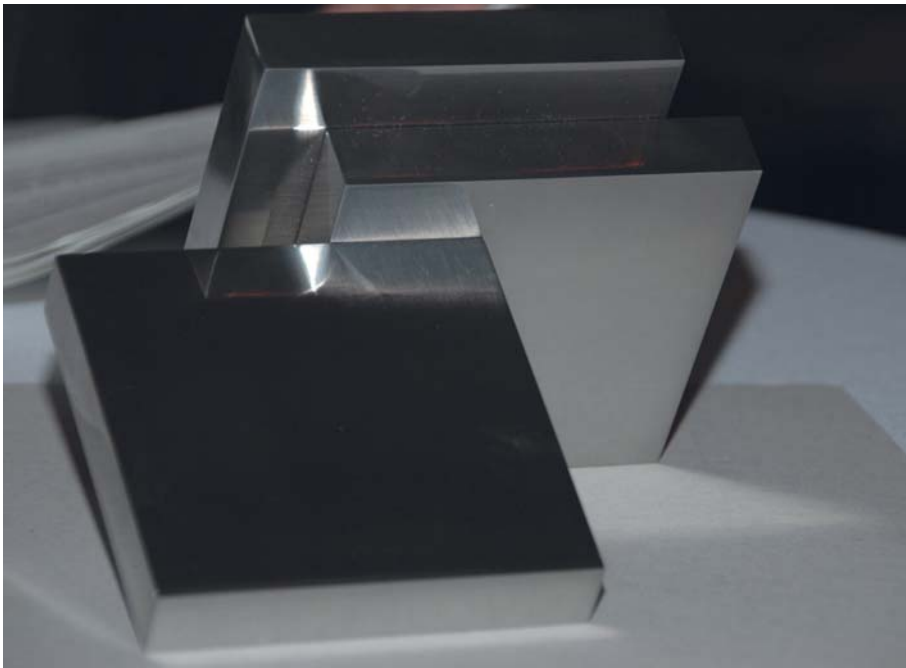




Hans Leyendecker bedankt sich bei Christian Ude für dessen Laudatio.



VFB-Präsident Michael Schwarz bedankt sich beim Laudator.



Die vom Bildhauer Jochen Scheithauer, München, geschaffene VFB-Ehrenpreis-Skulptur



Text der Ehrenurkunde des Verbandes Freier Berufe in Bayern e. V.

Preisvergabe



Michael Schwarz, Präsident des Verbandes Freier Berufe in Bayern e. V.

Im Gedenken an unseren leider viel zu früh verstorbenen Präsidiumskollegen *Klaus von Gaffron*, der ja nicht ganz unschuldig daran ist, dass Sie, Herr Ude, der Laudator heute sind, muss ich sagen: trefflich ausgewählt, viel quer gedacht. Am Anfang ist es Ihnen, liebe Gäste, sicher ähnlich wie mir gegangen, es hat sich so ein bisschen das Herz zusammengezogen. Und Sie haben gedacht, jetzt macht er doch den Kabarettisten und nicht den Laudator. Aber für den Bogen den Sie gespannt haben, danken wir Ihnen, lieber Herr Ude, sehr herzlich.

Um bei den Künstlern weiterzumachen, der Preis, den wir heute überreichen wollen, ist von dem Münchner Künstler *Jochen Scheithauer* geschaffen worden. Und er hat sich natürlich etwas dabei gedacht. Und nicht nur er, sondern insbesondere der Verband Freier Berufe. Denn diese Skulptur ist aus drei massiven Edelstahlplatten hergestellt. Alle gleich groß, von starkem Gewicht, fest miteinander verbunden, die Werte der Freien Berufe darstellend, die man nicht trennen kann. Sie sehen dieser Preis symbolisiert das, was wir als Freiberufler sind, fest und schwer – schwer ist er wirklich. Sie brauchen jetzt nicht mehr mit der Hand auf den Tisch zu schlagen, um dem, was Sie investigativ ermittelt haben, Nachdruck zu verleihen, sondern sie nutzen einfach das Gewicht dieses Preises.

Ich beglückwünsche Sie sehr herzlich und darf damit den Preis übergeben und Ihnen den Text der Ehrenurkunde verlesen: „Für hervorragende Verdienste um die Freien Berufe in Bayern verleiht der Präsident des Verbandes Freier Berufe in Bayern in dankbarer Anerkennung Herrn Hans Leyendecker den Ehrenpreis der Freien Berufe. Michael Schwarz, Präsident, München, den 29. November 2017.“



VFB-Präsident Michael Schwarz verliest ...



... und überreicht Hans Leyendecker die Ehrenurkunde des VFB.



Übergabe der Ehrenpreis-Skulptur





Die Zuhörer lauschen gespannt, was der Geehrte in seiner Dankesrede zu sagen hat.



v.l.n.r. in der ersten Reihe: Hans-Werner Kitz, Benjamin Leyendecker, 1. VFB-Vizepräsident Dr. Thomas Kuhn, Christian Ude, Marlies Leyendecker

Danksagung



Hans Leyendecker,

Danksagung anlässlich der Verleihung des Ehrenpreises des Verbandes Freier Berufe in Bayern am 29. November 2017

Sehr geehrter Herr Schwarz, sehr geehrter Oberbürgermeister a.D., ich habe schon gelegentlich Auszeichnungen bekommen, aber noch nicht von Ihnen und nicht in einem so schönen Raum. Und ich glaube selten mit so vielen netten Leuten. Was mir noch wichtiger ist, ich hab mich gefreut, dass ich nicht gestorben bin, denn sonst hätte ich das alles nicht hören können – das Liebenswerte und Liebenswürdige, was Sie gesagt haben. Normalerweise wird ja an frischen Gräbern Nettos über die Leute gesagt und auch ein bisschen geheuchelt. Ich habe das Glück, dass ich dabei sein durfte. Dafür danke ich Ihnen herzlich.

Es war so eine kleine Revue für mich, von Herrn Ude Geschichten über Geschichten zu hören, die gewesen sind. Bei *Lothar Späth* stimme ich Ihnen zu: Wie wir damals die „Traumschiff-Affäre“ dramaturgisch aufgezogen haben, gehörte sich nicht. Bei „Bad Kleinen“ sind Sie noch freundlich geblieben, da hätte man auch noch härter in der Beurteilung sein können.

Und es war auch für mich eine gute Gelegenheit daran zu denken, mit wem ich das eigentlich gemacht habe. Da vorn in der ersten Reihe sitzt *Hans Werner Kitz*, mit dem ich zusammen beim Spiegel gearbeitet habe. Wir haben gemeinsam Parteispenden gemacht. Wir haben gemeinsam Flick gemacht und vieles andere mehr. Und als es das Glück wollte, dass er dann Chefredakteur bei der Süddeutschen wurde, kam er auf den famosen Einfall, zu fragen, ob ich nicht zur Süddeutschen mitkommen will.

Wenn man schon fast im Ruhestand ist und so zurückblickt, wie die Jahre gewesen sind mit allen Höhen und Tiefen, die es so gegeben hat, muss ich sagen, für mich war es tatsächlich ein großes Glück bei der Süddeutschen gelandet zu sein. Der Journalismus ist oft ein erbarmungsloses Gewerbe, in dem Leute nicht gut miteinander umgehen. Man konkurriert, man neidet und oft, wo Zyniker das Sagen haben. Die Süddeutsche ist zwar noch nicht das Paradies, aber ich bin sehr glücklich, dass ich die Chance hatte, in diese Redaktion zu kommen und gemeinsam mit anderen bei der Süddeutschen etwas aufbauen zu können. Wir haben versucht, den Bereich des investigativen Journalismus zu integrieren.

Ich erinnere mich noch an ein Gespräch mit Herrn Kilz. Da ging es darum, dass ich ein sehr lukratives Angebot bekommen hatte und mit dem Gedanken spielte, die Süddeutsche zu verlassen. Wenn man fünf Kinder und acht Enkel hat, denkt man manchmal, man muss auch Geld verdienen. Und Kilz sagte zu mir: „Ich habe vollstes Verständnis für Sie, ich verstehe gut, dass Sie gehen wollen. Lassen Sie uns doch gemeinsam Essen gehen und dann sprechen wir darüber.“ Und wir haben gegessen und geredet und geredet. Und als das Essen vorbei war, dachte ich, das kannst du dem nicht antun. Und dann bin ich geblieben und habe auf eine Menge Geld verzichtet – und auch das hat mir nicht geschadet. Ja, es war eine gute Entscheidung.

Lassen Sie mich mit kleinen Betrachtungen versuchen, die Situation von investigativem Journalismus, Fake News und der Wirklichkeit darzustellen. Was ist eigentlich die Wirklichkeit, über die wir so gerne reden? Diese Frage haben die Journalisten immer wieder gestellt und nach Antworten gesucht. Und wenn sie einem Menschen erklären wollen, was eigentlich eine absurde Frage ist, sagen sie gern: „Wer war zuerst da, das Huhn oder das Ei?“, als wollten sie sagen, diese Frage ist wirklich unsinnig. Und mit dieser Frage will man oft beweisen, dass der, der eben geredet hat, Unsinn redet. Es gab eine Zeit, da wurde die Frage, wer zuerst da war, das Huhn oder das Ei sehr ernst genommen.

Es gibt eine Predigt von dem edlen Menschen des *Meisters Eckhart*, der im 14. Jahrhundert in Paris und in Köln lehrte. Der hat die Frage so beantwortet – ich rezitiere einen Teil der Übersetzung und die heißt: „Die Natur macht den Mann aus dem Kind und das Huhn aus dem Ei. Gott aber macht den Mann vor dem Kind und das Huhn vor dem Ei.“ Ich will Sie nicht mit europäischer Mystik langweilen, sondern nur darauf hinweisen, dass es viele Möglichkeiten geben kann.

Meist begegnet uns das Leben aber nur verschwommen, verschleiert, verzerrt. Warum tun wir dann oft so, als sei eigentlich alles glasklar, als hätten wir den totalen Durchblick. Nehmen wir Journalisten uns zu wichtig? Was ist eigentlich Aufklärung? Alte Lexika weisen darauf hin, dass der Begriff mit Klarheit und mit Klären zu tun hat. Aufklärung heißt demnach, eine Sache klar, hell und verständlich machen. Manchmal meint das Wort auch klarlegen, klarstellen.

Kämpfen wir Journalisten ausreichend gegen Vorurteile, gegen Autoritätsdenken? Stellen wir die Dinge wirklich klar? Im 18. Jahrhundert war Aufklärung ein philosophischer Terminus. Vertreter der Aufklärung kämpften gegen Aberglauben, Vorurteile und Verzerrung der Wirklichkeit. Es ging um das Wort und wie man mit dem Wort umgeht. Meist leichtfertig – das ist meine Erfahrung.

Vieles scheint im digitalen Zeitalter neu, doch tatsächlich geht es oft um die alten Themen: Wahrheit, Lüge, Aufhellung, Bloßlegung, Vertrauen, Zuversicht, aber auch Verunsicherung. Wem kann man noch trauen? Den Journalisten, den Jamaika-Terstern? Trauen wir uns noch selbst?

Wir fragen uns manchmal in diesen Tagen, in welchen Ländern gerade wieder die Demokratie und die Aufklärung unter die Räder kommt. Wir ringen noch nach Worten, um zu beschreiben, was an vielen Orten passiert. Aber weil wir auf alles gleichzeitig auch eine Antwort haben, nennen wir das sofort postfaktisches Zeitalter und sprechen von Fake News.

Meister Eckhart hat mit seinem Huhn-Beispiel klargemacht, dass es mit den eindeutigen Festlegungen auch ganz schön schwierig sein kann. *Platon*-Kenner wissen, dass der Philosoph in seinem Werk stark über die Bestandteile der angeblichen Wirklichkeit geredet hat. Und er hat damals gesagt, sie seien nur Schatten der Ideen für die Dinge, so wie sie vor unseren Augen liegen. Wer diese angebliche Wirklichkeit erzählt, der macht folglich Schatten vom Schatten.

Schatten vom Schatten – das ist für meinen Beruf ganz wichtig, weil es das Gegenteil von absoluter Gewissheit ist. Weder *Platon* noch *Meister Eckhart* noch die vielen anderen, auf deren Schultern wir stehen, wären auf den Gedanken gekommen, dass es mal eine Gesellschaft geben würde, in der nicht mehr die Begriffe „wahr“ oder „unwahr“ die entscheidende Rolle spielen würden, sondern „gefällt mir“, „gefällt mir nicht“. Was mir gefällt, ist wahr, was mir nicht gefällt, ist unwahr. So ungefähr ist heute unsere Lage.

Eine revolutionäre Technologie – das Internet – verschafft uns in der Menschheitsgeschichte früher unbekanntere Möglichkeiten zur Information und Verifikation. Sie ermöglicht aber auch eine Reise, auf der Menschen nur noch nach Bestätigung für das suchen, was sie glauben wollen. Menschen wissen mehr denn je über die Welt und ziehen sich doch in die eigene Welt zurück. Diese Technologie gibt uns neue Möglichkeiten, aber sie hat auch die Fluttore für Verleumdungen, Müll, Lügen und Halbwahrheiten geöffnet. An dem Müll wird übrigens gut verdient und dazwischen hockt der Journalist. Ob er nun investigativ arbeitet, nur so tut oder was ganz anderes macht. In dieser Welt verbreitet sich die Lüge mit der gleichen Geschwindigkeit wie das sorgsam Recherchierte. Und manchen Menschen ist es auch völlig egal, weil man doch sowieso den Medien nicht mehr trauen kann.

Ganz neu ist das nicht. Fake News haben eine alte Geschichte, eine lange Geschichte. 1274 vor Christus scheiterte *Ramses* beim Versuch, eine Stadt der Hethi-



ter zu erobern. Nach seiner Rückkehr nach Ägypten ließ er einen Sieg verkünden und in Stein meißeln. Investigative Journalisten, die diesen Schwindel hätten aufklären können, gab es nicht. Manche Fake News waren früher einfach nur harmlos, große Unterhaltung. *Mark Twain* veröffentlichte 1862 die Geschichte eines versteinerten Mannes und, obwohl die Illustration der vermeintlichen Mumie mit beiden Händen eine lange Nase drehte, wurde sie gedruckt.

Ich bin, Sie haben es gehört, zum Präsidenten des Kirchentages 2019 in Dortmund gewählt worden. Und wir haben in diesen Tagen die Losung für diesen Kirchentag gefunden: „Was für ein Vertrauen!“. Es werden dann viele grüne Schals in Dortmund zu sehen sein. Da wird drauf stehen „Was für ein Vertrauen“. Fahnen werden wehen und Sie sind herzlich eingeladen: 19. bis 23. Juni 2019. Es wäre schade, wenn Sie dann in Ihrem Terminkalender etwas anderes eingetragen hätten.

„Was für ein Vertrauen!“ ist eine wunderbare Losung, denn sie macht es uns in einer fiebrigen und fiebernden Welt möglich, über das Überwinden der grassierenden Vertrauenskrise zu reden. Es gibt vieles, das wie eine Säure wirkt, die das Vertrauen in den Zusammenhalt der Gesellschaft zerstört. Journalisten haben auch die Aufgabe, für den Zusammenhalt der Gesellschaft zu sorgen. Wir Journalisten, ich tue mich mit dieser Formulierung nicht leicht, denn wir Journalisten meint auch solche, die Fotos von toten Kindern nach einem Unfall oder einem Anschlag für ein Boulevardblatt besorgen. Oder sie arbeiten für eine Gattung von bunten Blättern, die der ehemalige – und wie ich gelernt habe – heutige Journalist, der Kabarettist und Oberbürgermeister a. D. eben vorgestellt hat.

Wir erleben immer wieder Exzesse des vorgeblich vermeintlich tatsächlich seriösen Journalismus. Ich will Ihnen das mit zwei Beispielen erklären:

Das erste Beispiel ist der Fall des ehemaligen Bundespräsidenten *Christian Wulff*, den viele nicht leiden konnten. Wir erlebten Medien, die keinem Lager angehörten, sondern nur ein Ziel hatten, den Mann fertig zu machen. Er sollte erledigt werden. Wie Sie sich sicherlich noch erinnern können, hatte die Staatsanwaltschaft in Hannover gegen Wulff ermittelt. Die Strafverfolger stützten sich zum Teil auf die Verdachtsberichterstattung der Medien, über 20 Kriminalbeamte und vier Staatsanwälte waren mit dem Fall befasst, etwa 20.000 Seiten kamen zusammen. Es war ein Ermittlungsexzess, und übrig blieb nichts. Der tiefe Fall des *Christian Wulff* zeigte vieles. Er demonstrierte, wie sich die Medienzyklen immer mehr beschleunigen. Oft gibt das Internet den Takt vor. Rund um die Uhr wurden Wahrheiten, Teilwahrheiten, Gerüchte, Lügen unter die Leute gebracht, und sie traten noch auf ihn ein, als er schon am Boden lag. Es hagelte Absurditäten. Ein großer Verlag schrieb damals an die Anwälte von Wulff ganz offiziell folgende Anfrage: „Trifft es zu, dass *Christian Wulff* bei der Schülerratswahl an seinem Gymnasium in Osnabrück Schüler der Unterstufe mit Aftereight-Schokolade kaufen wollte?“. Was für eine Anmaßung.

Wenn wir uns alle derart auf den Prüfstand stellen würden, was bliebe von uns? Haben sich Medien, die ihn erledigen wollten, entschuldigt? Haben sie eingeräumt, dass sie etwas falsch gemacht haben? Ich habe nur in Erinnerung, dass Journalisten danach lediglich erklärt haben, Wulff habe als Bundespräsident nicht getaugt. Die „Bild“-Berichtersteller wurden damals mit einem der bedeutendsten Preise, dem Henri-Nannen-Preis, für die Wulff-Berichterstattung ausgezeichnet. Nun muss ich dazu sagen, dass ich ein alter Bildzeitungsgegner seit vielen Jahrzehnten bin. Ich kaufe keine „Bild“, lese „Bild“ nur, wenn sie im Zug rumliegt. Da bin ich meinem Freund *Klaus Staeck* treu geblieben, der das auch von mir erwartet. Wenn Klaus Staeck mich jemals mit einer Bild-Zeitung erwischen würde, die ich gekauft hätte, würde er sehr böse reagieren.

Die Süddeutsche sollte damals auch in der Sparte Investigation den Preis bekommen, ihn sich halbe/halbe mit der „Bild“ teilen. Ich erinnere mich noch, wir hatten investigativ erfahren, dass wir – die SZ-Redakteure *Nicolas Richter*, *Klaus Ott* und ich, mit den „Bild“-Leuten den Preis annehmen sollten. Die für Wulff, wir für Fall Siemens und für Ecclestone und den Fall eines früheren Formel Eins-Managers. Mein Freund Klaus Ott – Sie kennen ihn, wenn Sie Süddeutsche lesen, sagte damals „Auf diese Bühne gehe ich nicht. Ich setze mich da nicht hin.“ Ich habe daraufhin gesagt, „Ott das ist eine Frage der Höflichkeit, wir müssen doch.“ Gut, dann ist er gekommen und wir haben erklärt, dass wir diesen Preis nicht annehmen werden. Wegen der Bild-Zeitung nehmen wir ihn nicht an. Und ich erinnere mich noch gut, dass ein Kollege, der heute bei einem sehr bedeutenden Blatt als Feuilletonist arbeitet, zu mir sagte: „Sie spielen sich auf wie Sartre.“ Ich sagte: „Wie kommen Sie auf den Gedanken, dass Herr Richter, Herr Ott oder ich Sartre sein könnten? Das ist gar nicht unsere Absicht. Wenn die Jury sich so entschieden hat, der Bild-Zeitung und uns den Preis zu verleihen, so nehmen wir diese Auszeichnung für unseren Teil nicht an.“ Es gibt heute immer noch so Szenen, dass Leute zu einem kommen und sagen, man sei ein arroganter Kerl, weil man damals so mit den Bild-Leuten umgegangen sei. Ich sage dann, was ich von „Bild“ halte.

Es geht um Grundsätzliches: Der Versuch der Aufdeckung von angeblichen oder tatsächlichen Missständen darf nicht zu einer Jagd ausarten. Pressefreiheit ist nicht die Freiheit von Leuten, die andere jagen wollen, die andere fertig machen wollen und die irgend einen Rücktritt erreichen wollen. Wenn ein Rücktritt, der lebhaft gefordert wird, nicht erfolgt, ist das kein Angriff auf die Freiheit der Presse. Vielleicht ist es richtig, dass jemand bleibt.

Der zweite Fall hat mit dem Mann zu tun, der vor ein paar Wochen gestorben ist. Er hat gelegentlich über mich gesprochen und das, was er über mich sagte, war eigentlich nie so nett. Er nannte mich entweder den „Bad Kleinen-Journalisten“ oder er sprach vom „kriminellen Journalisten Leyendecker“. Dieser Mann war *Dr. Helmut Kohl*. Und es gab 1999 die Parteispenden-Affäre und damit ver-

bunden war eine Korruptionsaffäre im Zusammenhang mit dem Thema Leuna, man behauptete jedenfalls es sei eine. Der französische Konzern Elf Aquitaine hat die Leuna-Werke gekauft und ehemalige Manager des Konzerns, gegen die wegen Korruptionsgeschichten in Gabun ermittelt wurde, behaupteten plötzlich auf dem Höhepunkt der Kohl-Affäre, sie hätten angeblich auch die CDU und Kohl geschmiert. Viele Blätter, viele Sender haben darüber berichtet und die Vorwürfe bekamen neue Nahrung, weil eine Pariser Richterin und ein Genfer Generalstaatsanwalt der deutschen Justiz vorwarfen, sie traue sich nicht, gegen Mächtige in Deutschland ernsthaft zu ermitteln.

Ich habe, ebenso wie andere Journalisten, über die Behauptung der französischen Richterin berichtet. Und dann ergab sich für mich die Gelegenheit, die Akten zu lesen, auf die sich die Richterin und die Strafverfolger bei ihren Vorwürfen gestützt hatten. Es zeigte sich rasch, dass es sich um ein Missverständnis handelte. Zwar hatten Christdemokraten Geld bekommen, aber es handelte sich um zwei ihrer ehemaligen Politiker, die als Lobbyisten arbeiteten. Ich habe, nachdem ich die Akten hatte auswerten können, über sie berichtet und geschrieben, dass die Vorgänge um Leuna anders gewesen seien.

Sie müssen sich das so vorstellen: Diese Parteispenden-Affäre um Kohl war für die Süddeutsche auch eine große Geschichte, weil wir allen eins voraushatten – wir hatten die Unterlagen über die tatsächlichen Parteispendenfälle. Und dann kam plötzlich eine Geschichte, in der drin stand, dass es sich offenbar um kick back der französischen Manager gehandelt hatte, die einfach behauptet hatten, die CDU habe es bekommen – auf keinen Fall um eine Fortsetzung der Kohl-Affäre.

Nun sind die Leser der Süddeutschen Zeitung gewöhnlich die nettesten, freundlichsten engagiertesten Leser. Was haben die aber gemacht? Sie schickten mir Briefe, Faxe und protestierten. Lange hätten sie geglaubt, ich sei ehrlich bemüht, die Wahrheit herauszufinden. Aber jetzt sei klar, dass ich gekauft, faul, dämlich und/oder korrupt sei. Offenbar habe mich die CDU geschmiert, damit ich die Unwahrheit sage.

Die kollektive Fantasie, meine Damen und Herren, braucht immer neue Opfer, immer neue Täter, und vor allem braucht sie klare Verhältnisse. Überall Übeltäter und Schuffte, die ständig enttarnt werden müssen. Ein guter Journalist schreibt, das was ich denke. Ein schlechter Journalist schreibt nicht, was ich denke. Es ist viel schwieriger Leute zu finden, die etwas Neues hören, als Leute zu finden, die etwas Neues zu sagen haben.

Wer Politiker unter Generalverdacht stellt, ruiniert ebenso das Vertrauen in die Demokratie, wie es jene Politiker tun, die den Verdacht im Einzelnen bestätigen. Auch tatsächlich oder angeblich investigativ arbeitende Journalisten können irren, daneben liegen, falsch liegen.



Neben den beiden angeführten Beispielen ließen sich weitere Fälle nennen, wie den angeblichen „Barschel-Fall“, der ganz anders war als die meisten meinen. Ich will dazu nur knapp etwas sagen. Barschel war weit mehr Opfer als Täter. Und diese Reihe der Irrtümer, Falschdarstellungen, die nie korrigiert wurden, könnte man lange fortsetzen.

Und dann gibt es – Sie haben Lobendes über die Panama Papers gehört – den Journalismus der Ökumene: Journalisten aus aller Welt arbeiten zusammen, um gemeinsam einen Fall aufzuklären. Für mich war es eine Sternstunde meines Berufes. Ich hatte mit den Panama Papers nur etwas zu tun, weil ich der Chef dieses Ressorts war, das dies machte. Ich kam erst sehr spät in die Auswertung rein, weil alles was es an neuen Techniken gibt, mir fremd geblieben ist (manche alten Säcke beherrschen das alles perfekt, mir geht es nicht so). Aber es gehörte mit zu den größten Ereignissen in meinem Beruf, dass ich an einer der Konferenzen teilnahm.

Wir haben drei Konferenzen damals gemacht: eine in Washington, eine in Afrika und eine in München. Wenn Journalisten aufstehen und sagen, mein Name ist so und so, ich komme aus Venezuela. Und der nächste tritt auf und sagt, mein Name ist sowieso, ich komme aus Israel. Und dann steht noch einer auf und noch einer und die Moskauer Kollegen erzählen, das sei für sie eine ganz wichtige Geschichte, aber sie müssten morgens immer aufpassen wie sie zur Arbeit gehen, nie den gleichen Weg, weil man da schon mal vom Lastwagen überfahren oder erschossen werden könnte. Dann begreift man, dass Journalismus nicht nur ein Geschäft ist. Und da war da noch ein Kollege aus Island, der später in dem Fall Panama Papers Geschichte gemacht hat, weil er den Ministerpräsidenten stürzte und das mit einer nicht ganz einwandfreien Methode. Und über die sprachen alle.

Für jemand, der lange in diesem Beruf ist, mit all den Schwächen, die man selbst hat, mit all den Fehlern, Missetaten, die man begangen hat, war es wirklich ein großes Erlebnis sehen zu können, wie sich weltweit Menschen zusammentun, um gemeinsam an einem solchen Thema zu arbeiten. Um gemeinsam zu sagen, es ist nicht richtig, wenn Ihr gegen Gemeinwohl verstößt. Es ist nicht richtig, wenn Ihr Sanktionen brecht. Es ist nicht richtig, wenn Ihr korrupt seid. Es ist nicht richtig, dass es so eine Firma wie Mossack Fonseca gibt, die jeden Schurken auf dieser Welt deckt. Für mich war es eines der ganz großen Ereignisse.

Es gibt JournalistenInnen die in ihrem Beruf, der Berufung sein kann, ihr Leben riskieren. Wir erinnern uns an die Kollegin in Malta, die buchstäblich weggebombt wurde. Wir erinnern uns an die Kolleginnen in Mexiko, die immer wieder von der organisierten Kriminalität verfolgt werden. Neulich sind wieder vier Journalisten ermordet worden. Wir erinnern uns an die Kollegen in der Türkei – ich könnte viele andere Beispiele nennen.

Wir leben in aufregenden Zeiten. Die Briten haben neulich entschieden, dass sie in Zukunft in jeglicher Hinsicht auf einer Insel leben wollen. Manches was sie zu dieser Entscheidung getrieben hat, war frei erfunden. Beispielsweise die Behauptung, dass die EU-Mitgliedschaft Großbritanniens in der Woche netto 395 Mio. € kosten würde. Die Nachricht wurde immer wieder über das Internet transportiert. Sie war falsch, aber sie zeigte Wirkung.

In der *Erdogan-Türkei* sind Meldungen populär, dass die CIA von dem gescheiterten Militärputsch wusste und vielleicht sogar dahinter steckte. Und im Internet war noch zu lesen, dass die Lufthansa bei vielem eine ganz üble Rolle spiele, weil sie ansonsten der Konkurrenz durch diese großartige Staatslinie Turkish Airlines unterlegen sei. Der geplante dritte Flughafen in Istanbul könne sich zu einer existenziellen Bedrohung für das Drehkreuz Frankfurt erweisen: Das stand in türkischen Blättern. Das ist falsch, das ist dumm, aber zeigt auch, in wie vielen Bereichen der Gesellschaft heute Desinformation eingesetzt wird.

Barack Obama hat angesichts der Geschichten, die der rechtskonservative Sender Fox News verbreitet, einen schönen Satz gesagt: „Wenn ich es anschau, würde ich mich auch nicht wählen.“ Lügen, mit denen sich der Journalist auseinanderzusetzen hat, sind nicht neu, dafür braucht es nicht das Internet.

Richard Nixon hat unter anderem in der „Watergate Affäre“ gelogen und ging mit einem Satz über einen Freund in die Annalen ein: Dieser werde nie ein guter Politiker sein, weil er nicht lügen könne. *John F. Kennedy* machte eine Raketenlücke aus, obwohl er besser wusste wie es war. Und *Bill Clinton* log über seine Beziehung zu einer Praktikantin, indem er sagte, er hätte niemals eine sexuelle Beziehung mit dieser Frau gehabt. Unter *George W. Bush* wurden die größten Lügen erfunden, um den Irak-Krieg zu rechtfertigen, und die mächtigen Geheimdienste lieferten das Alibi für den amtlichen Schwindel.

Über die „Lügen des Weißen Hauses“ habe ich mein Buch geschrieben, das 2004 bei Rowohlt erschienen ist. Es hat den Untertitel „Warum Amerika einen Neuanfang braucht“. Der Haupt- und der Untertitel klingen doch eigentlich angesichts der Entwicklung dieser Tage, angesichts der Entwicklung in Amerika von *Donald Trump* schon ein bisschen komisch. Um es in den Worten des Wahlamerikaners *Karl Theodor zu Guttenberg* zu sagen: Was war das noch für eine Zeit, als man wegen Abschreibens noch aus dem Amt gejagt wurde.

Was uns verloren zu gehen droht, ist das, was man für jede unserer politischen wirtschaftlichen und sozialen Debatten benötigt. Dass wir uns auf Fakten einigen können, darauf was unwahr und was Lüge ist und erst dann darüber streiten, welche Schlüsse aus alledem zu ziehen sind. Denn Fakten sind der Fels auf den wir unsere Entscheidung gründen. Verlässliche Informationen versetzen uns in die Lage, die richtigen Entscheidungen zu treffen oder erlauben auch, sich nach jedem Streit zu einigen, den Kompromiss zu finden, der für eine Demokratie wichtig ist.

Ich bin Journalist und seit Jahrzehnten im Bereich Investigation unterwegs. „To investigate“ bedeutet, ermitteln, untersuchen, nachforschen. Im Duden wurde das Wort erstmals 1999 aufgeführt, obwohl es in Amerika im journalistischen Sprachgebrauch schon viel länger existierte. Investigativer Journalismus bedeutet Schreiben gegen Widerstände und Barrieren und es muss, darauf hat Herr Ude hingewiesen, gesellschaftlich von Bedeutung sein, das ist der Kern. Was nicht gesellschaftlich von Bedeutung ist, kann auch nicht, so gut es sein mag, investigativer Journalismus sein.

Und es gibt eine erstaunliche Nachricht: Dem investigativen Journalismus geht es nach Jahren der ökonomischen Krise gut, ja es geht ihm besser denn je. Das hat zu tun mit dem Mann, über den wir gesprochen haben, über Donald Trump. Die Chicago Tribune, die hatte mal eine hervorragende investigative Einheit. Die wurde zerschlagen in der ökonomischen Krise. Die New York Times baute ab, die Washington Post baute ab. Was machen sie jetzt? Sie suchen händeringend nach investigativen Journalisten, die jeden Tag verfolgen was Trump twittert, gegenrecherchieren, fragen, was ist daran wahr, was ist daran falsch. Der Investigativ-Journalismus boomt geradezu. Blätter wie der New Yorker melden Rekordauflagen, die New York Times wächst rasant bei den Digital-Abos, der Washington Post geht es gut und selbst der Boston Globe, um den man sich mal sorgen musste, scheint wieder zu gesunden.

Millionen Dollar werden in diesen Tagen in den USA in den Ausbau der investigativen Ressorts gesteckt, Politik-Ressorts werden ausgebaut. Wir danken Trump, Journalisten in der ganzen Welt danken ihm. Was er macht, macht uns jeden Tag aufs Neue klar, was guter kritischer Journalismus leisten soll: die Kontrolle politischer Macht. Der Präsident, der als Kandidat schon im Wahlkampf die Medien als verlogen und unfair bezeichnete, Journalisten im Gatter inmitten des tobenden Publikums einpferchte, der Journalisten wahlweise als unfähig, Bimbo, Clown oder dumm wie ein Stein bezeichnete. Der Journalistinnen auf übelste Weise sexistisch beschimpfte, hält weiter Kurs. Er lügt und schwindelt und behauptet Dinge, die nachgeprüft werden können und sich zumeist als falsch herausstellen.

Der Geschäftsmann Trump ist durch sein bloßes Dasein zu einem Geschäftsmodell des Journalismus geworden. Es gibt nicht nur in den USA die Sehnsucht, dass ein kritischer, investigativer Journalismus diesen gefährlichen „Teilzeit-Clown“, wie der Filmemacher *Michael Moore* den Präsidenten genannt hat, in den Griff bekommt und kontrollieren wird.

Und Trump macht allen Akteuren in diesem Markt klar, dass Aufklärung etwas kostet, man muss Journalisten einstellen, die dann mit aller Kraft ihrem Handwerk nachgehen.

Eines, meine Damen und Herren, die Sie heute zu dieser Feier gekommen sind, muss allerdings klar sein, Trump mag Lügen, er mag es, es mit der Wahrheit nicht



Hans-Werner Kilz, journalistischer Weggefährte von Hans Leyendecker



genau zu nehmen. Die Journalisten aber, die hinter ihm herrecherchieren, sind dieser Wahrheit verpflichtet.

Der verstorbene Journalist *Hans Joachim Friedrichs* hat einen Satz gesagt, der immer wieder zitiert wird, aber meines Erachtens nicht richtig verstanden wird: „Einen guten Journalisten erkennt man daran, dass er sich nicht gemein macht mit einer guten Sache, dass er überall dabei ist, aber nirgendwo dazu gehört.“ Der Satz wird richtig verstanden, wenn der, der ihn sagt damit ausdrücken will, dass sich ein Journalist nicht zum Lobbyisten von Interessengruppen und/oder Parteien machen darf. Der Satz wird falsch, wenn verstanden wird, wenn der, der ihn sagt damit sagen will, dass einem Journalisten nichts angelegen sein soll. Der Journalist muss sich für die Grundwerte und Grundrechte der Verfassung einsetzen. Das sollte er übrigens mit Leidenschaft tun, denn die Verfassung macht erst die Pressefreiheit möglich.

Zwei kleine Anmerkungen zum Schluss:

Journalisten sollten immer versuchen, Fehler die sie gemacht haben, einzugestehen. Wir machen Fehler und dürfen uns, wenn Fehler passiert sind, nicht verstecken. Man kann sich bei den amerikanischen Kollegen anschauen, wie man das ernsthaft und wahrhaftig macht.

Die zweite Anmerkung:

Es gibt in der Gesellschaft, aber auch im Journalismus, den Hang, zynisch zu sein. Die weichere Form ist übrigens die Satire. Es gibt Leute, die Satire mittlerweile für die eigentliche Darstellungsform des Lebens halten. Auch ich schaue gern die „Heute-Show“, doch sie ist kein Ersatz für das „Heute-Journal“ oder die „Tagesschau“.

Gleichzeitig gibt es ein vermeintliches Schimpfwort. Es heißt „Gutmensch“. Wer Gutes tun will, ist ein Depp, er ist naiv. Nicht der Gutmensch hat keine Illusionen, er blickt durch, ihm kann man nichts vormachen. Moral verkommt offenbar zum Schimpfwort. Es ist leicht, in dieser Welt Zyniker zu sein. Man muss dann das Elend, das es auf dieser Welt gibt, gar nicht sehen. Man gibt sich schlau, man tut so, als sei man Realist. Talkmaster in gehobenen Programmen tun manchmal so, als seien sie unerbittliche Ankläger, und sie stoßen bei einem Publikum, das in Teilen Politiker längst vorverurteilt hat, auf Zustimmung.

Meine Damen und Herren, ich wollte nie Miesmacher sein, nie Wegschauer, nie Zyniker. Ich glaube, dass wir Menschen brauchen, die das Gute tun wollen, die für die Idee der Solidarität, für Ideale, für Gerechtigkeit und für den empathischen Gemeinsinn kämpfen. Menschen, für die Freiheit nicht nur ein Wort ist.

Und falls es nicht eben schon deutlich geworden ist, ein allerletztes Wort:

Ich fühle mich sehr geehrt, heute diesen schweren Preis zu erhalten, er ist für mich eine große Auszeichnung, vielen Dank. Nochmal meinen herzlichen Dank.



Hans Leyendecker und der Bildhauer Jochen Scheithauer (links im Bild), der die Ehrenpreis-Skulptur geschaffen hat.

Verabschiedung

Michael Schwarz,
Präsident des Verbandes Freier Berufe in Bayern e. V.

Vielen Dank für Ihre Dankesrede, Herr Leyendecker.

Sie haben uns so viele nachdenkenswerte Ansätze mit auf den Weg gegeben, dass dieser Preis, dieses Symbol für Vertrauen und Verantwortung und Qualifikation bei Ihnen in besten Händen ist.





v.l.n.r.: Dr. Wolfgang Heubisch, Hans Leyendecker



v.l.n.r.: Bildhauer Jochen Scheithauer, VFB-Vizepräsident Dr. Hartmut Schwab

Herausgeber: Verband Freier Berufe in Bayern e. V. (VFB)
Türkenstraße 55
80799 München
Tel.: +49 89 272 34 24
Fax: + 49 89 272 34 13
E-Mail: info@freieberufe-bayern.de
Internet: www.freieberufe-bayern.de

Fotos: Ulrike Nover, Bayerische Landeszahnärztekammer
Dr. Ulrike Raczek, Bayerische Ingenieurkammer-Bau (Titelseite)

Druck: Johann Jüngling Druck- und Medienagentur, München

Copyright: Verband Freier Berufe in Bayern e. V.

Alle Rechte vorbehalten

Nachdruck, Kopie oder sonstige Vervielfältigung oder Verbreitung – auch in Ausschnitten,
nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verbandes Freier Berufe in Bayern e. V.

